

	Seite		Seite
<i>Originalia</i>			
H. Friedel-Howe: Ergebnisse und offene Fragen der geschlechtsvergleichenden Führungsforschung	3	menhängen zwischen unterschiedlichen Komponenten von Verwaltungstätigkeiten und körperlichen Beschwerden	192
D. Bischof-Köhler: Frau und Karriere in psychobiologischer Sicht	17	<i>Diskussionsbeiträge</i>	
R. Neubauer: Frauen im Assessment Center — ein Gewinn?	29	S. Greif: Kommentar zu „Identitätsprobleme organisationspsychologischer Forschung“ von Günter F. Müller	94
W. Prenzel & B. Strümpel: Männlicher Rollenwandel zwischen Partnerschaft und Beruf ...	37	L. von Rosenstiel: Kommentar zu „Identitätsprobleme organisationspsychologischer Forschung“ von Günter F. Müller	96
E. H. Witte & H. Nisius: Technologietransfer I: Die Einstellungen von Professoren naturwissenschaftlich-technischer Fachbereiche zum Technologietransfer und zum Technologietransfer-Beauftragten	66	M. Frese: Einfluß der deutschsprachigen Arbeits- und Organisationspsychologie im englischsprachigen Bereich: Ein Diskussionsbeitrag zur Zitationshäufigkeit	155
R. Kollar & M. Stengel: Sind Berufsorientierung und organisationale Identifikation Chimären der Forschung?	74	H. Wottawa: Sachgerechter Schutz psychologischer Testverfahren für Eignungsuntersuchungen — ein Diskussionsbeitrag	159
M. J. Herner: Selbstwertdienliche Kausalattributionen von Führungskräften: eine Retro- und Prospektive	85	G. Blicke & J. Schröder: Haben die Unterschiede in den Karrierechancen zwischen Mann und Frau eine psychobiologische Basis? Eine Replik auf Bischof-Köhler	199
E. H. Witte, C. P. Malchow & H. Nisius: Technologietransfer II: Die Einstellungen leitender Mitarbeiter von Klein- und Mittelbetrieben und ihr Vergleich mit den Einstellungen von Professoren	116	D. Bischof-Köhler: Zur Psychobiologie geschlechtstypischen Verhaltens: „genetisch“ bedingt, „natürlich“ bedingt — oder was?	202
C. Antoni: Video-Konferenzen — Einstellungen und Erfahrungen von Mitarbeitern im Umgang mit einer neuen Kommunikationstechnik	125	<i>Erfahrungsberichte</i>	
E. Frieling & F. Derisavi-Fard: Ändert die CAD-Technik die Arbeitstätigkeit von Konstrukteuren?	135	S. Hefftrier: Chancengleichheit statt spezifische Frauenförderung	46
J. Weis, U. Kaiser & R. Hagemann: Methodenkritische Analyse der Anwendung des Fragebogens zur subjektiven Arbeitsanalyse (SAA) in beschützten Arbeitsangeboten für psychisch Kranke	174	U. Kraft, C. Mussmann & I. Udris: Frauen im Verkauf — Qualifizierungschancen und -barrieren	50
H. Schuler: Personenauswahl aus der Sicht der Bewerber: Zum Erleben eignungsdiagnostischer Situationen	184	R. Brackhane: Psychologische Arbeitsanalysen in der Behinderten-Werkstatt	99
H. Nibel & Theo Gehm: Macht der Computer doch nicht krank? Eine Analyse von Zusam-		A. Thomas: Interkulturelles Handlungstraining als Personalentwicklungsmaßnahme	149

Seite	Seite
<i>Tagungsberichte</i>	
17. Fachtagung des Arbeitskreises „Arbeits-, Betriebs- und Organisationspsychologie in der beruflichen Rehabilitation“, 18.-20. 5. 1989, Universität Mannheim 62	Powell, G. N. (1988). Women and men in management 60
„The individual and organizational side of selection and performance evaluation and appraisal“, 25.-27. 5. 1989, Universität Hohenheim 63	Loden, M. (1988). Als Frau im Unternehmen führen (Feminine Leadership) 61
5. Workshop „Psychologie der Arbeitssicherheit“, 13.-15. 12. 1989, Feldafing/München .. 107	Frese, M. & Brodbeck, F. C. (1988). Computer in Büro und Verwaltung. Psychologisches Wissen für die Praxis 102
6. Zürcher Symposium Arbeitspsychologie vom 13.-15. 9. 1989 108	Stiensmeier-Pelster, J. (1988). Erlernte Hilflosigkeit, Handlungskontrolle und Leistung 104
Symposium „Das Bewerbungsgespräch als Mittel bei Personalentscheidungen“, Duisburg, 8./9. 3. 1990 164	Gebert, D., Steinkamp, Th. & Wendler, E. (1987). Führungsstil und Absatzerfolg in Kreditinstituten 105
	Conrad, P. (1988). Involvement-Forschung. Motivation und Identifikation in der verhaltenswissenschaftlichen Organisationstheorie 105
	Armstrong, M. & Murlis, H. (1988). Reward management: A handbook of salary administration (2nd ed.) 164
<i>Buchbesprechungen und Zeitschriftenumschau</i>	
Davidson, M. J. & Cooper, C. L. (1984). Occupational stress in female managers: a comparative study 56	Roth, E. (Hrsg.) (1989). Organisationspsychologie. Enzyklopädie der Psychologie, Band D/III/3 165
Martocchio, J. J. & O'Leary, A. M. (1989). Sex differences in occupational stress: a metaanalytic review 56	Weiner, H., Florin, I., Murison, R. & Hellhammer, D. (Eds.) (1989). Frontiers of stress research . 168
Sekaran, L. (1986). Dual-career Families. Contemporary organizational and counseling issues 57	Heckhausen, H. (1989). Motivation und Handeln 168
Guttek, B. A. & Larwood, L. (Eds.) (1987). Women's career Development 58	Resch, M. (1988). Die Handlungsregulation geistiger Arbeit. Bestimmung und Analyse geistiger Arbeitstätigkeiten in der industriellen Produktion 204
Lewis, Ch. & O'Brien, M. (Eds.) (1987). Reassessing fatherhood — new observations on fathers and the modern family 59	<i>Nachrichten</i> 64, 109, 170, 205
	<i>Tagungskalender</i> 64, 112, 171, 206

von erheblich abweichen kann (Bischof, 1980, S. 39; Kummer, 1980, S. 146—152): Einige Individuen mögen von getrenntgeschlechtlichem Unterricht mehr profitieren als bei gemischtgeschlechtlicher Beschulung, bei anderen treten u.U. keine Effekte auf, aber einige, vielleicht nur wenige, erzielen durch getrenntgeschlechtlichen Unterricht Einbußen, weil es — die Häufigkeitsverteilungen von Männern und Frauen überlappen ja stark (s.o.) — auch bei Frauen hoch aggressive, kompetitive und ausdauernde Individuen gibt, denen die weniger aggressiven, weniger kompetitiven und weniger ausdauernden weiblichen Individuen unterlegen sind. Daher sollte u.E. Chancengleichheit vielmehr bedeuten, den Betroffenen oder den für sie Verantwortlichen Alternativen anzubieten, so daß sie unabhängig vom Geschlecht aufgrund ihrer individuellen Voraussetzungen, den jeweiligen Soll-Vorstellungen und Entwicklungszielen entsprechend, die für sie beste Umgebung auswählen können. In bezug auf Fragen der Koedukation bedeutet dies, daß gemischtgeschlechtliche und geschlechtsgetrennte Unterrichtsklassen vom Schulträger parallel angeboten werden sollten, so daß Schüler und Eltern selbst (unter fachkundiger Beratung) entscheiden können, welcher Alternative sie den Vorzug geben wollen. Hinsichtlich der Berufstätigkeit sollte das Prinzip der differentiellen Arbeitsgestaltung zur Anwendung kommen, wo unterschiedliche Arbeitsplätze mit unterschiedlichen Anforderungen und Belastungen parallel angeboten werden, so daß die Betroffenen entsprechend ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen entscheiden können (vgl. Zink, Blickle & Ritter, 1990).

5 Zusammenfassende Bewertung

Die Zurückführung der Unterschiede in den Karrierechancen zwischen Mann und Frau auf eine psychobiologische Basis stellt ein Reizthema dar. Daher trägt die von Bischof-Köhler praktizierte Vermengung von Wissenschafts- und Alltagssprache nicht zu einer sachlichen Diskussion der Thematik bei. Durch diese Vermengung unterläuft Bischof-Köhler zusätzlich eine sprachliche *petitio principii*, indem sprachlich diejenigen Unterschiede zwischen menschlichem und tierischem Verhalten eingeebnet werden, die argumentativ und empirisch erst nachgewiesen werden sollen. Bischof-Köhler betrachtet die Unterschiedlichkeit der parentalen Investition zwischen Männchen

und Weibchen als zentrale Voraussetzung für die Entstehung unterschiedlicher Motivationsstrukturen. Aufgrund der von Bischof-Köhler verwendeten Definition hinsichtlich des notwendigen parentalen Aufwandes bleibt aber unklar, wie überhaupt dieser notwendige Aufwand bestimmt werden könnte. Außerdem zeigen sich explanative Unschärfen, da geschlechtsspezifische Verhaltensunterschiede im psychischen Bereich nur in einem sehr weiten, nicht notwendigerweise genetischen Sinn naturbedingt sein können. Empirische Ergebnisse zeigen außerdem, daß bei allen Merkmalen, die mit dem parentalen Aufwand korreliert sind, ein geschlechtstypischer Trend nur bei statistischer Betrachtung vorliegt, während der Einzelfall hiervon erheblich abweichen kann. Statt geschlechtsspezifischer Ungleichbehandlung werden daher Individualisierungsstrategien zur praktischen Verbesserung der Chancengleichheit zwischen Mann und Frau vorgeschlagen.

Literatur

- Bischof, N. (1979). Der biologische Sinn der Zweigeschlechtlichkeit. In E. Sulzer (Hrsg.), *Die Wirklichkeit der Frau* (S. 38—60). München: Steinhilber.
- Bischof, N. (1980). Biologie als Schicksal. Zur Naturgeschichte der Geschlechterrollendifferenzierung. In N. Bischof & H. Preuschoft (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung* (S. 25—42). München: Beck.

Doris Bischof-Köhler

Zur Psychobiologie geschlechtstypischen Verhaltens: „genetisch“ bedingt, „natürlich“ bedingt — oder was?

Dokumentation: Bischof-Köhler, D. (1990). Zur Psychologie geschlechtstypischen Verhaltens: „genetisch“ bedingt, „natürlich“ bedingt — oder was? *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 34 (N. F. 8), 4, 202—204.

Der Kommentar von Blickle und Schröder (1990) demonstriert einmal mehr die Klischees, mit denen man als Verfechter(in) einer biologischen Sichtweise leider immer noch konfrontiert wird und angesichts derer jeder Versuch einer differenzierteren Argumentation als vergeudet erscheinen muß. Auch die üblichen Miß-

Bischof-Köhler, D. (1990). Frau und Karriere in psychobiologischer Sicht. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 34 (1), 17—28.

Ehrhardt, A. A. (1980). Prinzipien der psychosexuellen Differenzierungen. In N. Bischof & H. Preuschoft (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung* (S. 99—122). München: Beck.

Kummer, H. (1980). Geschlechtsspezifisches Verhalten von Tierprimaten. In N. Bischof & H. Preuschoft (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung* (S. 146—153). München: Beck.

Meyer-Bahlburg, H. F. L. (1980). Geschlechtsunterschiede und Aggression: Chromosomale und hormonale Faktoren. In N. Bischof & H. Preuschoft (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung* (S. 123—145). München: Beck.

Trivers, R. L. (1978). Parental investment and sexual investment. In T. H. Clutton-Brock & P. H. Harvey (Eds.), *Readings in sociobiology* (pp. 52—97). Reading: Freeman.

Zink, K. J., Blickle, G. & Ritter, A. (1990). Lernen als kooperative Problembewältigung vor Ort — Arbeitsstrukturierung, qualifizierende Arbeitsgestaltung, Problemlösungsgruppen. In R. Arnold (Hrsg.), *Taschenbuch der betrieblichen Bildungsarbeit*. Baltmannsweiler: Schneider.

Anschrift der Verfasser: Dipl.-Psych. Gerhard Blickle, Dipl.-Psych. Jürgen Schröder, Bergheimerstr. 100, 6900 Heidelberg, Tel. 06221/2 52 71

deutungen bleiben nicht aus. Ich will den Autoren keine diesbezügliche Absicht unterstellen; den Vorwurf, daß sie bei der Lektüre meines Artikels die nötige Sorgfalt vermissen ließen, kann ich ihnen aber nicht ersparen.

Wieder einmal ist das Anlage-Umwelt-Problem Anlaß zu Fehlinterpretationen, die allmählich wirklich als Zumutung erscheinen. Uninformiertheit an sich kann man nachsehen, unverzeihlich ist sie jedoch, wenn sie in einen Kommentar eingebracht wird, der mit solch hohem Anspruch auftritt wie der vorliegende und dann auch noch ausdrücklich „kon-

zeptuelle Unschärfe“ bei anderen moniert. Einige Grundtatsachen des Anlage-Umwelt-Zusammenhangs sollten sich inzwischen auch bei Sozialwissenschaftlern herumgesprochen haben — es sprengt den Rahmen jedes Zeitschriftenartikels, wenn man sie jedesmal erneut vorbringen muß.

Aus der Argumentation von Blickle und Schröder ergeben sich Behauptungen über meine Sicht des Anlage-Umwelt-Zusammenhangs, für die sich in meinem Text überhaupt keine Grundlagen finden. Da wird ein Konzept „genetisch bedingtes“ Verhalten eingeführt, und mit diesem die Annahme verbunden, es gäbe so etwas wie die direkte Kontrolliertheit des Verhaltens durch das Gen. Etwas später wird „genetisch bedingt“ mit „präformiert“ verknüpft, und damit sind wir auch schon bei der Gleichsetzung von „genetisch“ und „unveränderbar“. Nachdem die Autoren solcherart der Kontrahentin erst einmal eine primitiv-naive Perspektive unterstellt haben, schreiten sie dann zur Belehrung, daß alles eigentlich doch viel komplizierter sei und daß die zur Diskussion stehenden Unterschiede „nur in einem sehr weiten, nicht notwendigerweise genetischen, Sinn naturbedingt sein können“. Blickle und Schröder konstruieren zu diesem Zweck einen Gegensatz von genetischen und sonstigen „natürlichen“ Verhaltensbedingungen, zu denen sie unbekümmert „Morphologisches“, „Physiologisches“, „einzelne Organe“ und gleich auch noch die ganze Ökologie zählen.

Nun wird kein Biologe je behaupten, eine genetische Wirkung erfolge unabhängig von Umwelteinflüssen und sei gar durch diese nicht modifizierbar. Dieser Zusammenhang sollte einem spätestens klar geworden sein, wenn man mit der Auswirkung von Contergan auf die Entwicklung eines kindlichen Körpers konfrontiert wurde. Und wie anders sollte ein genetisches Programm sich in Verhalten umsetzen, wenn nicht durch die Vermittlung morphologischer Strukturen? Aber diese sind ja eben nichts anderes als das Ergebnis von Gen-Umwelt-Interaktionen. Angesichts dieser Binsenweisheit ist es also sinnlos, so etwas wie ein „ausschließlich genetisch“ bedingtes Verhalten überhaupt zu diskutieren, und ebenso erweist sich eine Gleichsetzung von „genetisch“, „präformiert“ und „unveränderbar“ als unhaltbar. Ein sinnvolles Unterfangen wäre es dagegen, jene Umweltwirkungen, die für die Ausbildung eines als „natürlich“ zu bezeichnenden Phänotypen unabdinglich sind, von denjenigen abzugrenzen,

die von den Autoren mit der vagen Formulierung „veränderbarer gesellschaftlicher Verhaltensbedingungen“ umschrieben, aber nicht weiter diskutiert werden. Auf diesen Punkt, der auf die Unterscheidung *gereifter* und *gelernter* Verhaltensanpassungen hinausläuft, genauer einzugehen, würde indessen zu weit führen; ich verweise dazu auf die Stichworte „Selektion“, „Alimentation“ und „Stimulation“ bei Bischof (1989).

Überhaupt war die Frage, durch welche Mechanismen sich genetische Programme in Verhaltensäußerungen umsetzen, für meine Argumentation belanglos und deshalb auch gar nicht Gegenstand meines Artikels. Daß Blickle und Schröder gleichwohl darauf insistieren, verweist auf den Kern ihres Mißverständnisses. Das eigentliche Problem, mit dem ihre Ausführungen nämlich insgesamt befaßt sind und das ihnen im Besonderen das Verständnis der parentalen Investition erschwert, besteht offenbar darin, daß sie zwischen der *evolutionsbiologischen* und der *psychologischen* Argumentationsebene nicht unterscheiden und sich der Notwendigkeit einer solchen Unterscheidung wohl auch gar nicht bewußt sind. Bei der ersten geht es um die Erklärung durch „ultimate“ Ursachen, also um die Begründung, warum bestimmte Genome einschließlich der durch sie ermöglichten Verhaltensstrategien evolutionär stabil sind. Die psychologische Argumentation befaßt sich mit den „proximalen“ Ursachen, nämlich den Mechanismen, durch die solche Verhaltensstrategien im Einzelorganismus realisiert werden.

Der Begriff der parentalen Investition, so wie er von Trivers (1978) eingeführt und von mir übernommen wurde, ist nun eindeutig und ausschließlich auf der ultimativen Ebene definiert. Im übrigen ist er selbstverständlich auch bei Trivers quantitativ konzipiert. Wenn Blickle und Schröder meinen, hier einen Unterschied zu meinen Formulierungen herauslesen zu können, so zeigen sie nur, daß sie das Konzept nicht verstanden haben. Die Quintessenz, um deretwillen der Begriff überhaupt eingeführt wurde, besteht in der einfachen Feststellung, daß bei Säugetieren, also auch beim Menschen, die *untere Grenze* der parentalen Investition pro Nachkomme beim weiblichen Geschlecht *erheblich höher* liegt als beim männlichen, wodurch die mögliche Zahl der Nachkommen des Mannes die der Frau um die Größenordnung von etwa zwei Zehnerpotenzen übertrifft. Wenn die Autoren hieraus nun allenfalls den Schluß einer gesteigerten sexuellen Erregbarkeit im männlichen Ge-

schlecht abzuleiten bereit sind, dagegen weitere Verhaltensbereitschaften wie z. B. das Wettbewerbsverhalten nur als durch diese Erregbarkeit *direkt verursacht* ansehen zu müssen glauben, dann mögen sie damit recht haben oder nicht; das Argument ist aber jedenfalls irrelevant, da es sich allein auf der Ebene proximaler Ursachenerklärung bewegt.

Auf dem gleichen falschen Argumentationsniveau entstand dann auch der Eindruck der Autoren, die parentale Investition hänge von der jeweiligen *individuellen* Entscheidung ab und sei damit zwischen den Geschlechtern so variabel, daß die Kosten nicht bestimmbar und folglich auch keine nennenswerten Unterschiede in Verhaltenstendenzen daraus ableitbar seien. Bei ultimativer Betrachtung ist es unerheblich, in welchem Ausmaß das einzelne Individuum über bestimmte Verhaltenstendenzen verfügt und ob es sich in seinem Verhalten nach ihnen richtet oder nicht; entscheidend ist, was im *statistischen Mittel die ganze Population* tut. Und auf diese bezogen ist es der Fortpflanzungserfolg, der allein darüber entscheidet, ob die individuell gewählte Strategie „richtig“ war und die mit dieser Strategie verbundenen genetisch fundierten Verhaltenstendenzen evolutionär Bestand erhalten oder zum Aussterben verurteilt sind.

Die Schwierigkeiten der Autoren mit dem evolutionsbiologischen Ansatz und seinen Implikationen zeigt sich auch darin, daß sie glauben, mich — unter Verweis auf die von mir selbst zitierten Literatur — darauf aufmerksam machen zu müssen, bei den diskutierten Unterschieden handle es sich um *überlappende Verteilungen*. Ich glaubte eigentlich, dies deutlich gemacht zu haben. Der Nachweis eines spezifischen Selektionsdrucks auf die Ausbildung eines Merkmals beim *einen* Geschlecht bedeutet weder, daß man dieses Merkmal in gleicher Ausprägung bei jedem Individuum dieses Geschlechts erwarten muß — individuelle Abweicher sind also kein Gegenbeweis — noch daß das Auftreten dieses Merkmals beim anderen Geschlecht gänzlich auszuschließen wäre, auch wenn es bei diesem selektiv ohne Relevanz ist. Es ist deshalb irreführend, wenn die Autoren beharrlich von „geschlechtsspezifischen“ Unterschieden sprechen, denn in diesem Fall würde es sich wirklich um Merkmale handeln, die *nur* dem einen oder dem anderen Geschlecht zukommen. Bei dem Gewicht, das Blickle und Schröder der „Stilreinheit“ zumessen, hätte ihnen auffallen müssen, daß ich den Begriff „geschlechtstypisches“ Verhalten bevorzugt habe, der in der Fach-

diskussion die Konnotation trägt, daß gleiche Merkmale bei beiden Geschlechtern auftreten, aber in *unterschiedlicher Ausprägung*. Im übrigen ist es wesentlich, bei dieser Frage zwischen den Ebenen der *Anlage* und der *Manifestation* zu unterscheiden. Selbst wenn die Überlappung auf der Veranlagungsebene relativ groß sein sollte, können doch — und das sollte aus dem von mir beigebrachten Befundmaterial eindeutig hervorgehen — manifesten Verhaltensunterschiede wesentlich prägnanter sein, und zwar nicht nur wegen rollenkonformer Sozialisation, sondern allein schon aufgrund von Polarisierungseffekten, die sich automatisch ergeben, wenn Jungen und Mädchen einfach nur interagieren. In ihrer Zusammenfassung kündigen Blickle und Schröder „gegenläufige“ Literatur in einer Weise an, die Erwartungen weckt. Tatsächlich scheinen sie aber ausschließlich die Literatur zu kennen, die ich selbst zitiert habe, und es hätte nichts geschadet, wenn sie wenigstens diese etwas gründlicher studiert hätten. Die Art und Weise, wie die betreffenden Autoren, insbesondere aber meine eigenen Ausführungen in diesem Zusammenhang zitiert werden, sind exemplarisch dafür, wie wenig sorgfältig Blickle und Schröder vorgehen. In meinem Text steht im Anschluß an die Schilderung der männlichen Wettkampfmotivation der Satz: „Das eben umrissene Syndrom wird häufig als ‚erhöhte männliche Aggressivität‘ beschrieben. Es darf aber nicht übersehen werden, daß hier auch Gegenteilendenz wirksam sind“ (S. 21). Daran schließt sich nun eine Erläuterung der aggressionshemmenden Mechanismen an, die sich speziell im Umfeld der Wettkampfmotivation herausgebildet haben. Bei Blickle und Schröder wird daraus die lapidare Feststellung: „Die Strukturen der Männchen benennt sie als ‚aggressives Syndrom‘“. Ich kann mir nicht vorstellen, was die Autoren hier motiviert haben mag, jedenfalls reduziert ihre Darstellung meine Schlußfolgerungen auf die plumpe Aussage, Männer seien eben „aggressiver“ als Frauen. Es wird also schlicht nicht zur Kenntnis genommen, daß ich, übrigens übereinstimmend mit einer Äußerung von Ehrhardt (1980), eine entscheidende qualitative Differenzierung vorgenommen habe: Foetale Androgenisierung wirkt sich demnach in erster Linie auf dem Sektor des *Dominanzverhaltens* aus, das sich in der Zunahme *kompetitiver* Aktivität bekundet, und eben gerade nicht in anderen Formen der Aggressivität.

Der Vorwurf des naiven Schlusses vom Tier auf den Menschen darf natürlich bei solch einem Kommentar auch nicht fehlen. Er pflegt gern an der Wortwahl festgemacht zu werden, wenn einem nichts besseres einfällt. Kenntnisse über die Fachsprache anderer Wissenschaftsgebiete sind allerdings Glücksache. Das Wort „Sprödigkeitsverhalten“ ist spätestens seit Oscar Heinroth ein terminus technicus der Ethologie, und wenn die Autoren etwas mehr von tierischem Verhalten verstehen würden, wäre ihnen auch klar, daß er durchaus angemessen ist. Im übrigen halte ich es tatsächlich für „ausgemacht“ und nicht für noch eigens „zu beweisen“, daß der Mensch einschließlich seiner Geschlechtlichkeit ein Produkt der Evolution ist wie die Tiere auch. Das schließt freilich noch lange nicht aus, daß er darüber hinaus artspezifische Eigentümlichkeiten aufweist, wozu natürlich auch das Angewiesensein auf kulturelle Überformung gehört. Zur Frage des spezifisch Menschlichen habe ich anderen Orts ausführlich Stellung genommen und meine, man kann dazu bei einer vergleichenden Betrachtung weitaus fruchtbarere Einsichten gewinnen als bei anthropozentrischer Nabelschau (Bischof-Köhler, 1990).

Abschließend möchte ich Blickle und Schröder denn doch vor dem naiven Glauben warnen, „fachsprachliche Stilreinheit“ stelle schon ein „Kriterium wissenschaftlicher Sachlichkeit“ dar. Mit verfremdenden Vokabeln läßt sich leider Gedankenleere viel besser kaschieren als mit der Umgangssprache. Ich hätte mir jedenfalls gewünscht, die Mühe einer Replik an etwas tiefer

schürfende Einwände verwenden zu können.

Literatur

- Bischof, N. (1989). Emotionale Verwirrungen. Oder: Von den Schwierigkeiten im Umgang mit der Biologie. *Psychologische Rundschau*, 40, 188—205.
- Bischof-Köhler, D. (1990). Jenseits des Rubikon. Die Entstehung spezifisch menschlicher Erkenntnisformen und ihre Auswirkungen auf das Sozialverhalten. In E. P. Fischer (Hrsg.), *Mannheimer Forum 90/91. Ein Panorama der Naturwissenschaften* (S. 143—193). München: Piper.
- Blickle, G. & Schröder, J. (1990). Haben die Unterschiede in den Karrierechancen zwischen Mann und Frau eine psychobiologische Basis? Eine Replik auf Bischof-Köhler. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 34 (N. F. 8), 199-202.
- Ehrhardt, A. A. (1980). Prinzipien der psychosexuellen Differenzierungen. In N. Bischof & H. Preuschoft (Hrsg.), *Geschlechtsunterschiede, Entstehung und Entwicklung* (S. 146—153). München: Beck.
- Trivers, R. L. (1978). Parental investment and sexual selection. In T. H. Clutton-Brock & P. H. Harvey (Eds.), *Readings in sociobiology* (pp. 52—97). Reading: Freeman.

Anschrift der Verfasserin: Dr. Doris Bischof-Köhler, Psychologisches Institut der Universität Zürich, Biologisch-Mathematische Abteilung, CH-8032 Zürich, Attenhoferstraße 9.

Buchbesprechungen

Resch, M. (1988).

Die Handlungsregulation geistiger Arbeit. Bestimmung und Analyse geistiger Arbeitstätigkeiten in der industriellen Produktion.

Schriften zur Arbeitspsychologie, Nr. 45. Bern: Huber. 133 Seiten + 2 Anhänge, DM 39,—.

Die zunehmende Verwendung von Computern in der industriellen Produktion wie auch im Büro hat den Verfasser dieses Buches angeregt, sich mit „geistigen Arbeitstätigkeiten“ zu beschäftigen, die nicht nur einen wachsenden Anteil an Arbeitsleistungen insgesamt ausmachen, sondern eben durch Computer z. T. erst ermöglicht, z. T.

auf ein angemessenes Produktivitätsniveau gebracht werden. Um diese Fragen besser zu verstehen, ist die geschichtliche Herleitung des Begriffs „geistige Arbeit“ (z. B. vs. Kopfarbeit) ein hilfreicher Einstieg. Im 3. Kapitel werden diese Überlegungen vertieft und die geistige Arbeit als „Arbeitstätigkeit“ im Sinne des von der sowjetischen Psychologie entwickelten Tätigkeitskonzepts verstanden. Für geistige Arbeit eigentümlich ist das Erzeugen eines symbolischen Gegenstandes — hervorgegangen aus dem Erfassen eines realen Gegenstandes, seiner Repräsentation im „Inneren“ sowie seiner Umformung in einer symbolisierenden Handlung. Besonders für das Verrichten geistiger Arbeit, aber freilich nicht nur dafür, ist es unerlässlich, sich ausführlich mit der